

# Beiträge

zur

## Belehrung und Unterhaltung.

Nr. Dresden, den 31. Octbr. 1810.

I 23.

Ueber

den Anbau des Waides und die Mittel, den Indigo aus dieser Pflanze zu gewinnen.

(Fortsetzung des dritten Abschnitts.)

Man muß einige Zeit verfließen lassen, ehe man das mit den Waidblättern gegohrte Wasser abzichen kann. Wenn man es zu früh abzieht, so erhält man nur wenig Indigo; läßt man hingegen die Blätter zu lange in dem Wasseraufgusse liegen, so gerathen sie leicht in Fäulniß, indem sie einen stinkenden flüchtigen Geruch verbreiten, der ihnen eigen ist, und alsdann kann man keinen Niederschlag mehr erhalten, sondern das Wasser bleibt beständig grün. Eben so verhält sich's mit dem abgezogenen Wasser, wenn man es stehen läßt. Selbst nachdem sich der Indigo schon von der Flüssigkeit abgesondert hat, muß man verhüten, daß die letztere nicht in Fäulniß übergehe, sonst verliert man den Indigo ganz oder zum Theil. Man darf aber auch nicht zu sehr eilen, das Wasser von den Blättern abzugießen, oder man muß es wieder umrühren, sobald sich nur das geringste blaue

Häutchen oben bildet; denn dieß ist der Augenblick, wo das Wasser am meisten mit Indigo geschwängert wird. Bei einem bedeutenden Wärmegrad der Atmosphäre stellt sich die Gährung sehr bald ein, und oft sind 15 bis 18 Stunden hinlänglich. Besonders dann muß man sehr sorgfältig Acht haben, daß die Gährung nicht in gänzliche Fäulniß übergehe. Bei geringer Luftwärme bemerkt man weder viel Schaum, noch ein blaues Häutchen; aber die Flüssigkeit geht dann unmerklich in Fäulniß über, ohne daß sie sich durch auffallende Zeichen ankündigt.

Greene gewann den Indigo in Oesterreich, wo die Sommerwärme nicht so beständig ist, als im mittäglichen Frankreich. Er mußte fürchten, daß die Gährung in dem Augenblicke, wo sie den höchsten Grad erreicht hatte, wegen der beständig in der Atmosphäre vorgehenden Veränderungen aufgehoben würde. In Süd-Frankreich ist die Sonne vom Junius an bis zur Mitte des August selten durch Wolken oder Nebel verhüllt. Die beständige Hitze ist der Gährung eben so günstig, als sie für die Einwohner drückend ist. In jenen drei Monaten ist die Lufttemperatur gewöhnlich 18 bis 25 und 28 Gr. Reaumur.

§ § § § §

mur. Nachts zeigt das Thermometer 12, 14, 18, selbst 20 Grad. Dieß ist der Zeitpunkt, den man wählen muß, um den Waid gähren zu lassen, der alsdann zu vollkommener Reife gelangt ist. Es ist kein Zweifel, daß es alsdann gelingen werde, den Indigo daraus zu ziehen, und die Bewohner Süd-Frankreichs werden vor den deutschen Waidbauern den unschätzbaren Vortheil haben, daß sie einen an Indigo reichern Waid, bei einer, allen dazu nöthigen Arbeitern beständig günstigen Luftwärme, bearbeiten.

Da der Waid dieselben Bestandtheile enthält, welche die Indigo-*pflanze* hat, so glaube ich, daß die in Ost- und Westindien und in Malta gewöhnlichen Verfahrungsarten, den Indigo aus der Indigo-*pflanze* zu gewinnen, auch bei der Bereitung des Waidindigo anwendbar seyn mögen, wenn man die durch Lokalumstände nöthig werdenden Modifikationen dabei eintreten läßt. Ich werde daher diese Verfahrungsarten hier mittheilen.

Zuerst von dem auf der Insel Java gebräuchlichen Verfahren, den Indigo zu bereiten. Wenn man es bei dem italienischen Waid anwenden könnte, so würden, da es so äußerst einfach ist, alle Landbauer es leicht anwenden können.

In eine 20 bis 30 Fuß lange und 18 Zoll tiefe Rinne stellt man irdene Töpfe, welche mit den Blättern der Indigo-*pflanze* und Wasser angefüllt sind. Man läßt darauf alles zusammen sieden, bis das Wasser die färbenden Theile gänzlich in sich aufgenommen hat. Man seihet diese Auflösung durch, und gießt sie in einen großen Napf, den man bis zu zwei Drittheilen damit anfüllt. Darauf rührt man die Flüssigkeit drei Viertelstunden

lang sehr schnell mit einem Bambusröhre um, dem man die Gestalt eines Quir's gegeben hat, so lange bis die Indigotheile sich absondern. Man löset eine geringe Menge rother Erde in Wasser auf, und gießt diese den Niederschlag bewirkende Auflösung in den Napf. Am folgenden Morgen findet man das blaue Sahmehl unten in dem Napfe gegen 5 Zoll hoch. Darauf läßt man das Wasser durch einige in verschiedener Höhe angebrachte Löcher ablaufen, thut das Sahmehl in kleine Säcke, und läßt es im Schatten trocknen.

Das andere Verfahren wird in Malta zur Gewinnung des Indigo aus der Indigo-*pflanze* angewendet, dessen Anbau dort durch die Araber eingeführt ward.

Man preßt die Pflanze in einem langen Zuber, mittelst einiger Steine, womit man sie beschwert. Man gießt alsdann eine hinlängliche Menge Wasser darauf, das man einige Tage stehen läßt, bis es gänzlich mit den, in der Pflanze enthaltenen, färbenden Theilen geschwängert ist. Alsdann gießt man dieses Wasser in einen runden Zuber, in dessen Boden ein anderer kleinerer angebracht ist. Das Wasser wird mit Stöcken stark umgerührt, bis die dicke Substanz, womit es oben bedeckt war, zu Boden gefallen ist. Alsdann nimmt man diese Substanz, welche das färbende Sahmehl ist, heraus, um sie auf Tüchern auszubreiten und an der Sonne trocknen zu lassen. Wenn sie anfängt hart zu werden, macht man sie zu einem Teige, oder in der Form kleiner Brote, und trocknet sie vollends auf dem Sande. Bei jeder andern Art, sie zu trocknen, könnte die Farbe verflüchtigt oder verändert werden, und wenn, während der Indigo trocknet, plötzlich Re-

S  
i  
g  
u  
g  
d  
g  
t  
f  
ei  
g  
w  
w  
f  
f  
ri  
E  
f  
gr  
ne  
für  
re  
fi  
E  
ha  
sta  
ih  
ler  
Di  
die  
die

genwetter einfielen, würde er gleichfalls seine färbende Eigenschaft verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Ein verwilderter Mensch.

Der evangelische deutsche Prediger, Herr Joh. Kis zu Oedenburg, hat im J. 1808. in Preßburg eine interessante Schrift herausgegeben, welche eine Sammlung von Natur- und Ländermerkwürdigkeiten und von Völkergewohnheiten enthält. Unter andern giebt er darin von einem bei Kronstadt in Siebenbürgen im Jahre 1781. gefundenen verwilderten Menschen Nachricht, welche wir den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten, da sie ein Beispiel von dem traurigen Zustande abgiebt, worin sich der Mensch befinden würde, wenn er des Umgangs mit Menschen beraubt wäre und, ohne Erziehung und Bildung von seines Gleichen zu genießen, in steter Einsamkeit leben müßte. Wir theilen diese Nachricht wörtlich so mit, wie wir sie in dem 59. St. der beliebten Leipz. Lit. Zeit. 1810. gelesen haben. — Ein Wallach, der durch einen großen Wald ging, sah auf einem Baume einen verwilderten Menschen, den er anfangs für ein Thier hielt, sitzen und Laub verzehren. Er kroch auf den Baum hinauf, und fing diesen verwilderten Menschen mit einem Stricke, den er grade in seinem Tornister hatte. Er brachte ihn gebunden nach Kronstadt, und führte ihn von Haus zu Haus, um ihn für Geld zu zeigen. Er war von mittler Statur, und hatte einen wilden Blick. Die Augen lagen tief in den Augenhöhlen, die Stirne war kurz, die Haare aschfarbig, die Zunge schwer beweglich, das Gesicht von

einer schmutziggelben Farbe. Sein Leib war, vorzüglich auf dem Rücken und auf der Brust, ganz mit Haaren bewachsen, die Haut von schmutziggelber Farbe. Er ging zwar aufgerichtet auf zwei Füßen, hatte aber einen langsamen, schwerfälligen Gang, und war im Walde wahrscheinlich auf allen Vieren gekrochen. In Schuhen oder Stiefeln wollte er anfangs durchaus nicht gehen. Er wußte nicht zu sprechen, sondern murmelte nur, und brachte unverständliche Töne hervor, wenn ihn sein Führer weiter trieb, und schluchzte weinerlich, wenn er Bäume oder einen Wald zu sehen bekam. Er verstand weder Worte noch Zeichen. Es war ihm gleichviel, ob man vor ihm lachte, oder ihm Zorn zeigte. Er nahm an nichts Antheil. Anfangs zeigte er gar keine Neigung zu dem weibl. Geschlechte; aber nach drei Jahren gab er eine solche Neigung durch freudiges Gelächter und verschiedene Bewegungen zu erkennen. Er zeigte über nichts Unwillen, außer wenn er wirklichen Schmerz fühlte. Er gab nicht die geringste Furcht zu erkennen, wenn man den Degen aus der Scheide zog und mit demselben in seiner Nähe socht, oder an die Brust setzte. Er fürchtete sich nicht vor Fremden, was man bei andern verwilderten Menschen bemerkt haben will. Keine Musik rührte sein Herz, doch erschrak er durch Trommelschlag. Von Leidenschaften zeigte er keine andere Spur, als eine Neigung zu seinem vorigen Zustande im Walde, die aber mit der Zeit abnahm, und eine gewisse Unzufriedenheit und Zorn, wenn sein Hunger oder Durst nicht soaleich gestillt wurden. Wenn er außer der Stadt herumgeführt wurde, mußte er gebunden werden, weil er sich sonst seinem

Führer entrißen und in die Gärten, die er für Wälder ansah, geflüchtet hätte. Bis er sich zu den gekochten Speisen gewöhnte, bestand seine Nahrung in Laub, Kräutern und rohem Fleisch. Als er gekochte Speisen genoß, ließ seine Wildheit immer mehr nach. Als er gefangen worden war, schien er 23 bis 25 Jahre alt zu seyn. Drei Jahre darauf konnte er noch nicht sprechen, war aber schon viel sanfter und ruhiger, und konnte leichter und ordentlicher gehen. Seine Lieblingspeise war damals Hirsenbrey, und er konnte sich schon des Löffels bedienen. Den Hunger zeigte er durch ein unverständliches Murmeln an. An Stiefeln und Kleider war er schon gewöhnt, aber er bekümmerte sich nicht darum, sie rein und unverletzt zu erhalten. Mit der Zeit gewöhnte er sich, von selbst nach Hause zu kommen, und ließ sich auch zum Wasserholen mit einem Krüge brauchen. Den Gebrauch des Geldes lernte er nicht kennen; er nahm es zwar an, aber bloß, um damit, wie Kinder, zu spielen. Auch darin glich er den Kindern, daß, wenn er sich im Spiegel besah, er das Bild hinter dem Spiegel suchte.

sz.

Anekdoten und Charakterzüge aus den Zeiten der Griechen und Römer.

Alexander erhielt, nach Aelians Erzählung, als Knabe Unterricht auf der Cithar. In einer dieser Lehrstunden befahl ihm sein Musikmeister eine gewisse Saite anzuschlagen. „Was hat es nun aber zu bedeuten, wenn ich, statt jener Saite, diese greife?“ fragte Alexander, indem er auf eine andere zeigte. „Für einen Kronprinzen nicht das geringste,“ erwiderte der Musikus, „aber für einen Künstler sehr viel.“

\* \* \*

Die Römer waren in viele Kämpfe und Kriege verwickelt, u. aus keinem kehrte Marius unbekränzt und unbelohnt zurück. Bei Andern war die Ehre der Hauptzweck ihres Muths; er suchte nur das Wohlgefallen seiner Mutter zu verdienen. Wenn sie ihn rühmen hörte, ihn krönen sah, und sich ihm, vor Freude und mit Thränen im Auge, um den Hals warf, hielt sich Marius für den geehrtesten und glücklichsten Menschen.

H — dt.

## E p i g r a m m e.

## Das Epigram.

Hinz las das Epigram, das man auf ihn gemacht;  
„Ei, das ist Nachbar Kunz!“ rief er entzückt und lacht.

Mf.

## Kunz und Klaus.

Ach nein, ich drückte mich nur nicht recht aus,  
Sprach immer Kunz. Ei ja, rief Klaus,  
Wo nichts im Kopfe ist, drückt man nichts recht's heraus.

Mf.